

MICHELLE QUACH

FALLING
IN LOVE
WAS
NOT
THE
PLAN

ROMAN



FOREVER 

Forever by Ullstein

forever.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Deutsche Erstausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage April 2022

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022

© 2021 by Michelle Quach

Published by Arrangement with Michelle Quach

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel: *Not Here to
be Liked* (Katherine Tegen Books, Harper Collins)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: tba

Gesetzt aus der Quadraat Pro powered by pepyrus.com

Druck- und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-95818-640-8

Für J., den einzig wahren Menschen

1

Ich teile mir ein Zimmer mit meiner großen Schwester Kim, was eigentlich kein Problem wäre, sie hat nur leider die Angewohnheit, jedes Mal eine Grimasse zu ziehen, wenn ich zur Tür hereinkomme.

»Läufst du wirklich so rum?« Sie richtet ihr Mascara-Bürstchen auf mich, ihre Ungläubigkeit ist so dick aufgetragen, dass sie abblättern könnte.

»Ist doch gut.« Ich schiebe meine Ärmel hoch, und sie rutschen sofort wieder herunter. »Mach dir keine Sorgen.«

Fairerweise muss ich sagen, dass ich eine dicke Strickjacke aus Polyester trage, die genau die Farbe von grauem Parkplatz-Asphalt hat, und das ist nicht jedermanns Vorstellung von einem guten Look. Aber mir ist das egal. So ziehe ich mich im Grunde jeden Tag an. Ich habe einmal gelesen, dass viele bedeutende Menschen eine »Uniform« haben, um ihre geistige Energie für die wirklich wichtigen Dinge aufzusparen, also habe ich auch damit angefangen. Kim findet das einen furchtbaren Lebensstil.

»Ist das heute nicht eine große Sache für dich?«

Ich lasse mich mit einem Buch auf mein Bett fallen, einem Roman von Eileen Chang, den ich zufällig in der Bücherei gefunden habe. Ich mag ihn, denn die Hauptfigur ist ein chinesisches Mädchen, das klug ist, aber ein bisschen kratzbürstig, eine Kombination, von der die Welt wirklich noch mehr brauchen könnte. Nur meine persönliche Meinung natürlich.

»Und?«, fragt Kim, nachdem ich eine Seite umgeblättert habe.

Ich beiße in mein zäh-weiches kantonesisches Sachima, das süß und klebrig ist, wie ein Rice-Krispies-Riegel ohne die Marshmallows. Und weil ich spüren kann, wie Kims Ungeduld praktisch auf meinem Schweigen kondensiert, nehme ich einen großen Schluck Tee und blättere noch eine Seite um.

»Klar«, gebe ich ihr recht. »Das ist eine große Sache.«

Heute ist der Tag, an dem die Belegschaft des *Willoughby Bugle*, meiner Highschool-Zeitung, ihren neuen Chefredakteur für nächstes Jahr wählen wird. Es ist ein heiliges Ritual, das jedes Frühjahr ungefähr zur gleichen Zeit stattfindet – und dieses Jahr kann ich, weil ich im Junior-Jahr bin, endlich auch ins Rennen gehen.

»Solltest du dann nicht versuchen, besser auszusehen?« Kim ist dazu übergegangen, ihre Augenbrauen im Querbalkenstil der Heldinnen der K-Dramen zu malen. »Willst du nicht, dass die Leute dich wählen?«

Na ja, ich halte nicht viel von Selbstüberhöhung, habe ich noch nie. Du bist nur so gut wie das, was du vorweisen kannst, sage ich gern, im Journalismus und im Leben. Und das hier kann ich vorweisen:

Fast drei Jahre lang bin ich nun schon die produktivste, am härtesten arbeitende, sachlichste Mitarbeiterin, die es beim *Bugle* je gab. Ich kann einen qualitativ hochwertigen 750-Wort-Artikel in genau dreißig Minuten schreiben, ich schlage jeden Monat die Hälfte der Geschichten vor, die es auf die Titelseite schaffen, und ich bin jetzt schon die Redaktionsleiterin – eine Stelle, die sie normalerweise jemandem aus dem Abschlussjahrgang geben. Also nein, ich bin nicht darauf angewiesen, mich hübsch zu machen, damit mich die Leute des *Bugle* wählen. Sie werden mich wählen, weil ich die vernünftigste Wahl bin. Weil buchstäblich niemand sonst einen besseren Job machen wird.

Und weil zufällig auch kein anderer zur Verfügung steht. Ich kandidiere ohne Gegenkandidaten.

»Da ich die einzige Kandidatin bin, brauche ich nur genug Stimmen, um bestätigt zu werden«, erkläre ich und stecke mir den letzten Bissen Sachima in den Mund. »Es ist eher so eine Art Berufung an den Supreme Court als eine Wahl, du weißt schon.«

Kim ist nicht überzeugt. »Soll ich dir wenigstens Locken machen oder so?«

Ich schwöre, manchmal wird die Sturköpfigkeit meiner Schwester nur noch von ihrer Begriffsstutzigkeit übertroffen. »Der Bugle ist nicht so, Kim. Er ist eine Meritokratie.« Ich knülle das knisternde Sachima-Papierchen zu einer Kugel zusammen. »Wenn ich an einer Schmierenkomo-
die teilnehmen wollte, würde ich mich für einen Sitz im Schülerrat bewerben.«

»Na ja, das hast du ja auch mal.«

Das ist ein unerwarteter Stich, scharf und klein wie ein Papierschnitt. »Das ist lange her.«

Kim ist nur zwei Jahre älter als ich und war auch auf der Willoughby. Letztes Jahr, als sie im Senior-Jahr war, dachte ich, ich wäre endlich von ihr befreit, wenn sie erst ihren Abschluss hätte, aber dann landete sie natürlich an der UC Irvine. »Das ist so nah!«, sagte Dad. »Du musst nicht im Wohnheim wohnen. Geldverschwendung.« Also sitzen wir immer noch hier. Wie in alten Zeiten.

»Es würde dich nicht umbringen, hübscher auszusehen, Eliza. Ich meine, allgemein.«

Ich ziehe eine Grimasse – ein Auge zugekniffen, die Nase gerümpft, die Zunge seitlich heraushängend. »Findest du mich etwa nicht hübsch?«, scherze ich und versuche, gleichzeitig zu reden und den Gesichtsausdruck beizubehalten.

Kim antwortet, als hätte ich eine ernste Frage gestellt. »Nein.«

Das war's mit meiner guten Laune, sie tropft als kaltes Rinnsal seitlich an meinem Hals herunter. Eine Weile schaue ich zu, wie Kim korallenroten Lippenstift auf tupft, und versuche es noch halbherzig mit einem Konter: »Übernimm nicht den männlichen Blick, Kim.«

Den hat sie aber total verinnerlicht. Ihr solltet wissen, Kim ist eines dieser Mädchen, die das Pech haben zu glauben, sie müssten hübsch sein. Es ist eigentlich nicht ihre Schuld: Sie ist hübsch. Sie hat schöne Augen, so große wie die von Fan Bingbing und mit doppelten Augenlidern, für die man vielleicht nicht unbedingt töten würde, aber auf jeden

Fall darüber nachdenken, sich unters Messer zu legen. Als wir jünger waren, riefen die Leute (normalerweise auf Kantonesisch), wie hübsch sie sei: »*Gam leng néuih ā!* Sie könnte beim Miss-Hongkong-Wettbewerb mitmachen!«

»Warum um alles in der Welt sollte man so etwas wollen?«, habe ich einmal gefragt, und Mom musste mich zum Schweigen bringen: »Von dir verlangt das ja auch niemand!«

Jetzt schaut Mom ins Zimmer, ob ich bereit bin loszugehen. »*Đi đượ chửa?*«, fragt sie auf Vietnamesisch. Das ist die andere Sprache, abgesehen von Kantonesisch, die man in unserem Haushalt normalerweise hört. Mandarin dagegen tritt nur selten in Erscheinung, und wenn doch meist in Form einer Weisheit. Meine Familie ist das, was man auf Kantonesisch *wāh kiuh* nennt, oder »Überseechinesen«, was im Grunde bedeutet, dass wir, obwohl wir drei Generationen in Vietnam verbracht haben, unser Chinesischsein nie ganz aufgegeben haben. Kim und ich verstehen alles, aber als faule Amerikanerinnen antworten wir oft auf Englisch.

»Ja, klar«, sage ich zu Mom, steige vom Bett und fange an, meine Bücher für die Schule einzusammeln.

Sie ergreift die Gelegenheit, um mein Outfit zu inspizieren. »Willst du ...?«

»Gehen wir!« Ich springe auf und stürme an ihr vorbei, die Bücher an die Brust gedrückt, den Rucksack nur halb geschlossen. »Tschüss, Kim!«

Draußen ist die Luft immer noch kalt, als wäre die Sonne schon wach, aber noch nicht ganz sie selbst. Die Rasensprenger sind gerade losgegangen und hinterlassen dunkle Flecken auf dem Teer neben dem Rasen. Als Mom und ich an der vertrauten Häuserreihe entlanggehen, atme ich den verdunstenden Nebel ein. Es riecht nach feuchtem Beton und warmem Mulch – der Morgen in einer Gipsputzwüste.

Wir gehen gerade die lange Auffahrt zu unserem Carport entlang, als mein Handy vibriert. Die Nachricht ist von James Jin, dem aktuellen Chefredakteur des *Bugle*:

Es interessiert dich vielleicht, dass Len DiMartile mir
gestern Nacht eine Mail geschickt hat.

Das ist seltsam. Len ist der halb japanische, halb weiße Junge beim
Bugle, dem diesen Monat die Nachrichtenrubrik zugeteilt wurde. James
und ich haben vorher noch nie über ihn gesprochen.

Ich: Warum, hört er auf oder was?

James: Um genau zu sein, hat er beschlossen, als
Chefredakteur zu kandidieren.

»Eliza, ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht immer so die Stirn run-
zeln!«, sagt Mom. Unser Auto ist nur noch ein paar Meter entfernt, und
sie schließt es mit einem missbilligenden Piepsen auf. »Willst du, dass
dein Gesicht so bleibt? Du siehst aus wie Sauerkraut!«

Ich bleibe ein paar Schritte hinter Mom zurück, damit meine Augen-
brauen in Ruhe in die Höhe wandern können.

Ich: Ist er ein Egoist oder ein Masochist?

James: Ach, komm schon, Quan. Sei keine
Spielverderberin!

»Das hast du eindeutig von deinem Dad.« Mom regt sich immer noch
über meine Gesichts-Freiübungen auf. »Das ist so eine schlechte Ange-
wohnheit.«

Ich ignoriere sie und setze mich auf den Beifahrersitz, ziehe die Tür
mit einer Hand zu, damit ich mit der anderen tippen kann.

Ich: Ich bin ganz und gar keine Spielverderberin.

James: Ach ja? Dann ist es also okay für dich, wenn unser
guter Leonard dir einen harten Wettkampf bietet?

Jetzt entgleist mir mein Gesichtsausdruck vollends. Ernsthaft? »Unser

guter Leonard« ist erst letztes Jahr zum Bugle gestoßen. Ich weiß nicht, wie er darauf kommt, das abziehen, aber das ändert nichts an der äußerst offensichtlichen Tatsache, dass er grüner hinter den Ohren ist als ein saurer Apfelring.

Ich: Mir ist egal, was er macht. Er kann ja träumen. ☺

James: Okay, gut. Schön zu sehen, dass du keine Angst vor ein bisschen Konkurrenz hast. ☺

»Eliza, hörst du mir überhaupt zu?« Mom wirft mir einen finsternen Blick zu und startet den Wagen.

»Ja, auf jeden Fall.«

Aber meine Schultern sind angespannt, wie sonst immer, wenn ich gerade ein Wort mit dreifachem Wortwert beim Scrabble klarmache, und ich bin damit beschäftigt, meine Antwort an James zu tippen:

Er soll's ruhig versuchen.

2

Drei Jahre nachdem die Willoughby Highschool als die erste öffentliche collegevorbereitende Bildungsanstalt der Stadt eröffnet worden war, wurde der *Bugle* gegründet. Die Originalbesetzung war eine kleine, engagierte Truppe, angeführt von Harold »Harry« Sloane, Abschlussklasse 87, ein junger Mann mit einem außergewöhnlichen Blick für die Nachwelt. Wir können so gut wie jede *Bugle*-Tradition auf seinen bemerkenswert fruchtbaren Geist zurückführen.

Nehmen wir zum Beispiel den Namen *Bugle* selbst. Harry wählte ihn passend zu den vage militärischen Assoziationen, die unser Schulmaskottchen weckt. Wir sind die *Sentinels*, das heißt Wachposten. Irgendwann im ersten Jahr tauchte er mit einem echten Waldhorn auf, das er angeblich in der St. Agatha's Academy weiter die Straße runter gestohlen hatte (damals bekannt als *St. Agatha's Military School for Boys*). In Wahrheit hatte Harry es in einem Antiquitätengeschäft in Fullerton gekauft, was ich weiß, weil ich ihm deswegen einmal aus Neugier gemailt habe, und er hat es mir erzählt. Sie ließen das Motto des *Bugle* hineingravieren: *Veritas omnia vincit*, und jetzt liegt es auf Mr Powells Schreibtisch, ein historisches Relikt des Glaubens an das Gute. Die Wahrheit besiegt alles.

Oder nehmen wir ein anderes Beispiel. Die oben erwähnte sogenannte *Bugle*-Wahl. Der Chefredakteur des *Bugle* wird immer so ausgewählt, wie Harry im ersten Jahr – durch Abstimmung unter den Mitarbeitenden. Harry, so heißt es, drehte es so hin, damit er und nicht Lisa Van Wees, ebenfalls Abschlussjahrgang 87, Chefredakteur wurde, weil

jeder wusste, dass sie die Lieblingsschülerin des Beratungslehrers war. Harry leugnet das; Lisa war für einen Kommentar nicht zu erreichen.

Dann gibt es da noch die Wand der Redakteure, was wahrscheinlich Harrys coolste Idee war. An der hinteren Wand des Redaktionsraums hängen, auf der einen Seite flankiert von einer Vitrine voller Shakespeare und auf der anderen von Mr Powells Poster von Johnny Cash, die Gesichter sämtlicher Chefredakteure seit Harry, der die Tradition einer Studierendenzeitung auf einer Colleetour im Nordwesten entdeckt und übernommen hatte. Eton Kuo, Abschlussklasse 88, der erste Künstler und einstige Karikaturist des *Bugle*, hat jedes Porträt mit echter Tusche gezeichnet und tut das auch heute noch bei jedem neu gewählten Chefredakteur (obwohl er jetzt Endodontologe in Irvine ist).

Die Wand der Redakteure ist das Erste, was ich jeden Morgen sehe, wenn ich zur nullten Stunde Mr Powells Klassenraum betrete. Und jedes Mal, und sei es nur für eine Sekunde, bleibe ich kurz stehen, um sie zu bewundern und mich zu erinnern, worauf ich hinarbeite. Denn eines ist wahr – wenn du es an der Willoughby in diese Reihe schaffst, heißt das, du warst von Bedeutung. Wie auch beim Schülersprecher, der anderen Spitzenposition auf dem Campus, bedeutet Chefredakteurin des *Bugle* zu sein, Teil einer Institution zu werden. Selbst wenn du später in einem total nutzlosen Job landest: Dein Platz in der Geschichte bleibt für immer. Du wirst immer sagen können: »Na ja, immerhin habe ich es an die Wand geschafft.«

Als ich an diesem Morgen dort verharre und überlege, wie lang es wohl dauern würde, bis mein eigenes Porträt vergilben würde wie die älteren, kommt Cassie Jacinto zu mir herübergehüpft. Sie ist eine halbwegs kompetente Fotografin für den *Bugle* und außerdem Schülerin im zweiten Studienjahr mit einem dicken, buschigen Pferdeschwanz und einem durch eine Zahnspange gesicherten Zahnpastälächeln.

»Hey, Eliza«, ruft sie. »Bist du schon aufgereggt wegen heute?«

Ich bewege mich seitlich von der Redakteurswand weg und lege meinen Rucksack auf meinen üblichen Tisch. »Klar ...«

»Ich auch! Ich meine, ich freue mich total für dich!«

»Danke, ich ...«

»Du hast das von Len aber gehört, oder?« Jetzt senkt sie ihre Stimme zu einem Flüstern, und bevor ich überhaupt wieder den Mund aufmachen kann, fügt sie eilig hinzu: »Du machst dir seinetwegen doch keine Sorgen, oder? Solltest du nämlich wirklich nicht. Du bist schließlich viel qualifizierter, und du hast viel mehr ...«

»Cassie.« Diesmal unterbreche ich sie. »Ich mache mir keine Sorgen. Ehrlich.«

»Super!« Cassie lächelt mich an, als hätte sie die ganze Zeit gewusst, dass ich damit klarkomme. Dann hält sie mir die Faust für einen Fistbump hin, bevor sie wieder davonhüpft und mich meiner Grübelei überlässt, warum genau irgendwer auf die Idee kommen könnte, die in letzter Minute eingereichte, drittklassige, im Grunde von Hand auf den Stimmzettel geschriebene Kandidatur dieses kleinen Len könnte auch nur im Entferntesten eine Bedrohung für mich sein.

Ein paar Minuten später sitze ich drüben bei den Bugle-Computern und wühle in einer Schublade nach einem Rotstift, als ein Blatt Papier über meine Schulter flattert. Erschrocken schlage ich die Arme aneinander, um die Seite ungeschickt zu fangen, bevor sie auf den Boden fällt. Es ist der erste Entwurf eines Artikels über Ms Velasquez, die Cafeteria-Lady, die nächsten Monat in Rente geht. Als ich sehe, wessen Name in der Verfasserzeile steht, drehe ich mich um, aber er geht schon wieder weg.

»Danke«, rufe ich ihm nach, und Len winkt, ohne sich umzusehen.

Ich schaue kurz nach unten und gebe vor, an seinem Entwurf interessiert zu sein, stattdessen beobachte ich aber, wie er wieder nach hinten geht, direkt in die Ecke neben Johnny Cash. Normalerweise verbringt er die ganze Stunde dort und redet so wenig mit irgendwem, dass man vergessen könnte, dass er überhaupt da ist. Und irgendwann springt er dann blitzschnell auf den Tisch – man könnte es verpassen, wenn man blinzelt – und sitzt danach mit seinem Laptop auf dem Schoß im Schneidersitz da. Es ist jedes Mal wieder eine überraschend katzenhafte Bewegung.

»Na?« James ist neben mir aufgetaucht, und ich merke, dass die Schublade, die ich durchwühlt habe, immer noch offen steht. Eilig schiebe ich sie zu.

»Hey«, sage ich laut, denn mir ist klar, dass er mich beim Spionieren erwischt hat, und das Letzte, was ich im Moment brauche, ist ein James-Jin-Kommentar. Ich versuche, mir eine Ablenkung einfallen zu lassen. »Kennst du diesen neuen Boba-Tea-Laden?«

»Ja?« Er schweigt erwartungsvoll. James mag Bubble Tea.

»Die wollen übernächste Woche aufmachen. Das hab ich von Alan Rodriguez.« Alan, die Art von älterem Mitbürger, die Marathons läuft und pastellfarbene Poloshirts mit Kaki-Shorts trägt, ist der Vorsitzende der Handelskammer von Jacaranda. Ich habe Beziehungen zu ihm, seit die *Jacaranda Community News* vor zwei Jahren Konkurs angemeldet hat.

James ist ziemlich begeistert. »Na endlich!«

Vor Kurzem hat jemand angefangen, die leer stehende Ladenzeile gegenüber der Schule zu renovieren, neben der Presbyterianerkirche, die lustige Sprüche auf ein Schild schreibt (*Bei Jesus bekommst du eine Komplettrenovierung*). Aber die neuen Geschäfte stehen jetzt schon seit ein paar Monaten leer, und Boba Bros ist das erste Unternehmen, das einzieht. Der einzige Laden in Fußnähe zum Campus, in dem man sich treffen kann, ist bisher das schmutzige Dairy Queen zwei Blocks weiter, also ist das definitiv eine echte Neuigkeit – zumindest in einem Monat, in dem so wenig los ist wie in diesem.

»Ich finde, wir sollten eine Story darüber machen«, sage ich.

»Einverstanden. Setz es mit auf die Titelseite.« James gibt mir ein High five. »Exklusivmeldung, nicht schlecht, Quan!«

Optimistisch gestimmt durch das Lob, tänzle ich zu meinem Schreibtisch zurück – aber sobald ich mich mit Lens Artikel über Ms Velasquez hinsetze, verwandelt sich meine Hochstimmung in Konkurrenzdenken. Während ich den Artikel durchlese, wird mir wieder bewusst, dass seine Schreibe zwar chaotisch und ungeschliffen ist, aber ... na ja, irgendwie gut. Sein schlichter Einstiegssatz zieht mich auf merkwürdige Art an:

Als Maria Elena Velasquez zwölf Jahre alt war, wollte sie Tänzerin werden.

Ich meine, die Frau hat die letzten fünfundzwanzig Jahre ihres Lebens damit verbracht, Kantinenmittagessen zusammenzubasteln, und so fängt er seine Story an?

»Hey, Eliza!« Aarav Patel, ein Schüler aus der zehnten Klasse, schlendert in einer absurden Lederjacke an mir vorbei. »Wie läuft's?«

»Ganz gut.« Ich blättere meine Mappe nach seinem Entwurf durch, den ich gestern Abend redigiert habe. In seiner Story geht es um den jährlichen Kuchenverkauf des Schülerrats – auch in fähigeren Händen wäre der Artikel zum Einschlafen gewesen.

»Ganz gut? Warum nur ganz gut?«, fragt Aarav, als verstünde er nicht, wie ich darauf komme, dass das eine sinnvolle Antwort auf seine Frage ist.

Ich tue ihm den Gefallen und schenke ihm einen gleichgültigen Blick. »Wie geht's dir?«

»Mir geht's super!« Er strahlt. »Ich gehe heute Abend auf ein Konzert. Total geil.«

»Das ist gut. Hier, bitte schön.« Ich reiche ihm seinen Entwurf, der wie üblich mit roten Korrekturen übersät ist.

»Oh, echt jetzt?« Aarav nimmt mir das Blatt schmollend aus der Hand. »So schlecht ist es doch nicht, oder?«

Ich zucke mit den Achseln. Wenn es um schriftlichen Ausdruck geht, besitzt Aarav das Können eines Drittklässlers.

»Rot ist so eine aggressive Stiftfarbe, Eliza. Vielleicht könntest du mal was anderes versuchen, Lila zum Beispiel. Du weißt schon, damit es nicht so krass rüberkommt.«

Er lässt ein zerknirschtes Lächeln aufblitzen und versucht, auf seine halb stichelnde, halb quengelige Schönlingsart die Stimmung zu heben. Er hat noch nicht verstanden, dass das bei einem uncharmanten Mädchen wie mir nicht funktioniert.

»Vielleicht solltest du einfach einen besseren Artikel schreiben«, schlage ich vor.

Als Nächste ist Olivia Nguyen aus dem Freshman-Jahr dran, die ihre

Story mit zitternden Händen in Empfang nimmt. Heute sind ihre Fingernägel in verschiedenen Rosatönen lackiert. Sie schreibt diesen Monat den einzigen richtig großen Artikel über die aktuellen Mittelkürzungen für die Schülerklubs, von der die kleineren Gruppen – wie die für die Interessen marginalisierter Studierender – unverhältnismäßig hart betroffen sind.

»Okay«, sage ich so geduldig wie möglich. »Ich sehe, du hast seit dem letzten Mal mit mehr Leuten außer deiner Freundin Sarah geredet. Um genau zu sein ...« Ich nehme ihr den Entwurf wieder ab und überfliege ihn. »Wir haben Sarah komplett rausgenommen, oder? Weißt du noch, was wir über Interessenskonflikte gesagt haben?«

»Ja?« Olivia bleibt die Stimme im Hals stecken.

»Ja, das ist also eine riesige Verbesserung.« Ich tippe mit dem Stift auf das Blatt Papier. »Aber siehst du, dass fast alle Absätze Zitate sind? Wir brauchen ein bisschen mehr Struktur. Du bist die Autorin, also musst du uns auch eine Geschichte erzählen.«

Olivia nickt ernst. Sie wirkt immer so eingeschüchtert von mir, aber ich mache mir da keine Sorgen – James sagt, in seiner Gegenwart könne sie sich auch nicht zusammenreißen.

Der letzte Entwurf, den ich habe, gehört Natalie Weinberg, noch eine aus der Zehnten. Ich schaue mich um, ob sie schon da ist, und entdecke sie, wie sie auf Lens Ecke zugeht. Was ein bisschen seltsam ist.

Er ist auf seinen Laptop konzentriert und bemerkt sie nicht. Aber dann sagt sie etwas, das ihn aufblicken lässt, und eine Sekunde lang lächelt er sogar, als wäre er ein ganz normaler Mensch und nicht der größte Einzelgänger des Bugle. Sie spricht weiter, sagt Dinge, die ich nicht hören kann, und dann lacht er tatsächlich, als fände er sie wirklich witzig. Seit wann ist Natalie witzig?

Ich schaue weg. Jetzt ist nicht der passende Zeitpunkt, um über die Mysterien des Universums nachzudenken.

James ist vorn im Raum auf einen Stuhl geklettert und wedelt auf eine Art mit den Händen, die gleichzeitig lächerlich und würdevoll ist, wie ein Weltpolitiker, der aus einem Flugzeug steigt. »Freunde, Bugler,

Landsleute«, sagt er mit seiner dröhnenden Stimme, »leiht mir euer Ohr.«

Alle werden still. Mr Powell hinten im Raum räuspert sich und legt den Kopf schief. James steigt vom Stuhl, fährt aber unbeeindruckt fort:

»Heute ist die jährliche Bugle-Wahl, bei der ihr die Gelegenheit haben werdet, euren nächsten Chefredakteur zu wählen. Das ist, wie ihr wisst, eine einzigartige Tradition unter Schülerzeitungen, eine, die unsere Altvorderen aus tiefem Respekt vor der Macht der Demokratie eingeführt haben. Haltet dieses Privileg, zu wählen, wer euch anführt, in Ehren und wählt weise. Als euer aktueller furchtloser Anführer weiß ich, ich hinterlasse riesige Fußstapfen, die zu füllen sind ...«

An dieser Stelle lässt Tim O'Callahan, der Redakteur des Sportteils, von seinem Schreibtisch aus einen Pfiff hören, was eine Welle des Gekichers und dann eilige Pst!-Laute zur Folge hat. James bittet die Anwesenden per Handzeichen um Ruhe.

»Aber ich weiß ebenfalls, welche Person auch immer ihr wählt, sie wird sich der Situation mit Mut, Überzeugung und Charisma gewachsen zeigen.« James beginnt auf und ab zu gehen. »Die Person wird hart daran arbeiten, sich ihren Platz an der Wand der Redakteure zu verdienen. Sie wird schlaflose Nächte damit verbringen, der Ehre gerecht zu werden, die ihr dieses unverbrüchliche Zeichen gewährt, dieses Symbol der Klarheit und Pflicht.« Er nimmt das Waldhorn von Mr Powells Pult, als wollte er einen Ton spielen, um dem Ganzen Nachdruck zu verleihen, entscheidet sich dann aber doch dagegen.

»Denkt daran, die Beratungen finden in der Mittagspause statt, und am Ende werden wir die Abstimmung vornehmen, also bereitet euch auf eine lebhafte Diskussion vor. Und kommt nicht zu spät!« Er deutet mit dem Waldhorn auf mich und dann auf Len. »Ihr, Leute, seid natürlich zwangsläufig ausgenommen.« Jetzt klatscht er in die Hände. »In diesem Sinne: Lasset die Reden beginnen!«

Len und ich müssen Stein, Schere, Papier spielen, um festzulegen, wer anfängt. Die ersten drei Runden haben wir Gleichstand: erst Stein, dann Schere, dann wieder Stein. »Alles klar, ihr zwei«, sagt James, der

wie ein Schiedsrichter zwischen uns steht. »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

Ich sehe zu Len auf und bemerke zum ersten Mal, dass er sehr groß ist. Ich gehe ihm nur bis zum Hemdkragen, der zum Teil unter seinem Hoodie klemmt. *Okay, Len, denke ich, bringen wir es hinter uns. Egal, was du tust, tu einfach nicht, was ich tue.* Nervös schließe ich die Hand zur Faust, und wir fangen neu an. Schere, Stein ...

Bei drei streckt er, als hätte er mein stummes Flehen gehört, zwei Finger aus. Ein seitliches Peace-Zeichen: Schere. Meine Hand ist immer noch eine Faust. Ich bin als Erste dran.

Len und James lassen mich vorn im Raum allein, und plötzlich starren mich alle an. Ich streiche meine Strickjacke vorn glatt und versuche, nicht zu nervös zu sein.

»Na gut«, sage ich und räuspere mich. Es ist immer peinlich, eine Rede anzufangen, wenn man alle mehr oder weniger kennt. Soll man Hallo sagen, als wäre es ein normales Gespräch? Oder soll man direkt zum Thema kommen, als wäre es ein TED-Talk? Womit wirkt man weniger unecht? Ich schüttele mein Lampenfieber ab und rufe die Sätze herbei, die ich geübt habe. »Ich bin hier, weil ich gern Chefredakteurin des *Bugle* werden möchte.« Ich lasse den Blick durch den Raum wandern und sehe James an der hinteren Wand lehnen. Seine Arme bleiben verschränkt, aber er streckt in meine Richtung den Daumen hoch. »Und um einen von James' Lieblingssätzen zu zitieren: Ich glaube, ich wäre eine verdammt gute.«

Das bringt mir hier und da ein Kichern ein. Alle wissen, wenn James VERDAMMT GUTE ARBEIT quer über deinen Entwurf kritzelt, statt Anmerkungen zu machen, hast du endlich wirklich etwas geschrieben.

Ermutigt mache ich weiter: »Ich bin seit dem Anfang meiner Schulzeit hier beim *Bugle*. Ich habe über dreißig Artikel geschrieben, davon sechzehn Titelstorys. Ich war viermal bei der *Southern California Student Journalism Conference* dabei, und zweimal habe ich dabei den ersten Platz gemacht. Jetzt bin ich natürlich die leitende Redakteurin unseres größten Teams, den Nachrichten, und manage den Inhalt für alle Rubriken.

Alles in allem habe ich wahrscheinlich über dreihundertfünfzig Stunden meines Lebens mit der Arbeit beim *Bugle* verbracht, Erfahrung habe ich also eindeutig.«

Dann beschreibe ich meine Ideenvorschläge fürs nächste Jahr. Wir sollten uns mit den Computer Science Kids zusammentun und interaktive Infografiken wie die in der *New York Times* machen. Wir sollten journalistische Videos machen wie die bei *Vice*. Wir sollten die öffentlich einsehbaren Daten des Distrikts nach Storys absuchen. Wir sollten zu den Themen Diversität und Waffengewalt alles geben.

»Ich freue mich darauf, mit euch gemeinsam an all diesen Projekten zu arbeiten«, schliesse ich. »Ich hoffe, ihr seht das auch so, dass ich die beste Kandidatin fürs nächste Jahr bin.«

Alle klatschen höflich, als ich mich wieder setze.

»Len?«, sagt James und zeigt auf ihn.

Len schwingt die Arme, als er gemütlich nach vorn schlendert, und lässt seine Fäuste zusammenprallen, wenn sie sich vor seinem Körper treffen. Dann rollt er ein paarmal die Schultern zurück, bevor er sie ausschüttelt. Ich habe langsam das Gefühl, ich schaue einem Sportler bei seinen Lockerungsübungen in Vorbereitung auf einen Wettkampf zu. Was in gewisser Weise stimmt.

»Nach Eliza habe ich es jetzt natürlich nicht leicht«, sagt er grinsend. Er hat ein breites Lächeln, eines, bei dem sich in seinen Augenwinkeln so viele Falten bilden, dass man keinerlei Zweifel haben kann, dass er einen anlächelt. »Aber ich versuche es mal.« Er schiebt die Hände in die Tasche seines Hoodies.

»Es stimmt, ich bin erst seit ungefähr einem Jahr beim *Bugle*. Vielleicht ein bisschen länger. Einige von euch wissen, dass ich früher Baseball gespielt habe. Jeder hat so sein Ding, oder? Das war mein Ding. Ich war der Pitcher, und ich war ziemlich gut. Man könnte sagen, ich war die Eliza Quan des Willoughby-Baseballteams.«

Das scheinen alle außer mir lustig zu finden.

»Aber ich musste aufhören«, fährt er fort, »weil ich mir ein Band im Ellbogen gerissen habe. Und ich muss zugeben, das war hart.«

Ich denke an die zehnte Klasse zurück und erinnere mich vage, dass er irgendwann den Arm im Gips hatte.

»Ich konnte nicht mehr pitchen. Nicht mehr so wie früher. Ich konnte überhaupt kein Baseball mehr spielen. Nach der Operation sagte der Arzt, ich solle eine Weile nicht aufs Feld gehen. Es kam mir ewig vor.« Er macht eine Kunstpause. »Ich habe mich wirklich verloren gefühlt.«

Irgendwie hängen alle im Raum an seinen Lippen. Ich frage mich, ob das daran liegt, dass auch alle anderen gemerkt haben, dass das in der ganzen Zeit, die er zur Belegschaft gehört hat, die längste Abfolge von Sätzen ist, die Len je von sich gegeben hat.

»Aber irgendwann wusste ich, ich musste etwas anderes versuchen. Ich habe mich gefragt, wenn ich nicht Baseball spielen kann, was möchte ich dann tun?« Er zuckt die Achseln. »Also bin ich auf der Infomesse herumgelaufen und habe den Bugle-Tisch gesehen. Ich glaube, ein paar von euch waren wahrscheinlich auch da.«

Ich war da. Ich hatte mich freiwillig gemeldet, den Bugle-Tisch die ganze Woche zu betreuen, weil, na ja, ich dachte, das macht man so, wenn man eines Tages Chefredakteurin werden will. Ich erinnere mich jetzt genauer an Len. Damals sah er mehr wie ein Sportler aus: weniger blass, eher schlank als dürr, seine Statur war noch nicht wieder weich geworden, und er hatte sich noch nicht in den dünnen Jungen zurückverwandelt. Seine Haare, auch damals gewellt unter einer Willoughby-Baseballmütze, waren länger, bauschten sich hinter den Ohren und waren heller, die Art Honigbraun, zu der dunkle Haare bleichen, wenn sie lange in der Sonne sind.

»Ich bin zum Bugle gekommen, weil ich etwas zu tun brauchte. Aber ich habe festgestellt, dass man hier dazugehören kann.«

Ich verdrehe in James' Richtung übertrieben die Augen, aber er wirkt fasziniert.

»Ich habe gemerkt, dass ich gern schreibe«, fährt Len fort, »und dass ich auch gar nicht so schlecht darin bin. Ich habe nicht so viele Preise gewonnen wie Eliza, aber ich habe es bei der Konferenz letztes

Jahr auf die Siegertreppe geschafft. Auf den ersten Platz, um genau zu sein. Für den besten Sonderartikel.« Er schaut mich kurz an, kämpferisch kühl, und diese Frostigkeit zwischen uns ist elektrisierend. »Es war mein erster Wettbewerb.«

Ich überspiele meinen plötzlich rasenden Puls mit einem unbeeindruckten Schnauben.

»Damit will ich nur sagen, ich bin nicht völlig unfähig. Aber darum geht es mir eigentlich gar nicht. Nein, es geht darum, dem Bugle etwas zurückzugeben. Es geht darum, euch eine Wahl zu lassen, wer euch nächstes Jahr anführt. Es geht um Demokratie und darum, dass der Bugle so gut wird wie nur irgend möglich.« Er fährt sich mit den Fingern leicht an der rechten Seite durch die Haare, was ich sofort als ein unterschwelliges Zeichen von Nervosität erkenne, aber alle anderen verstehen es anscheinend als eine Mister-Cool-Geste.

»Ich vertraue darauf, dass ihr alle die richtige Wahl trefft«, sagt er und neigt den Kopf, als wollte er sich ganz leicht verneigen.

Applaus erfüllt den Raum, als er zu seinem Platz zurückgeht, und ich bin klug genug zu wissen, dass ich ein Problem habe.

3

»Das war kompletter Schwachsinn«, knurre ich, während ich eine glänzend grüne Packung koreanische Zwiebelringe aufreiße. Sie sind leicht, knusprig und perfekt gesalzen – eine sehr gefährliche Kombination. Winona und ich sind gerade süchtig nach ihnen.

»Na ja, du weißt nicht sicher, ob es Schwachsinn war«, sagt Winona und nimmt sich einen Ring aus der Tüte.

Keine von uns hat zur siebten Stunde Unterricht, also hängen wir unter dem einzigen Baum ab, der Schatten auf den Hof wirft, einer alten Eiche in einem Meer von ausgefransten Palmen. Winona sitzt an einem der Tische und macht vordergründig Chemie-Hausaufgaben, und ich tigere mit den Zwiebelringen herum.

»Er hat irgendeinen Blödsinn von wegen ›Dazugehören‹ gesagt.« Ich zerknülle die Packung in meiner Faust. »Das sind einfach Fake News. Ich schwöre, er ist sogar noch unsozialer als ich.«

Winona schiebt ihre Brille auf dem Nasenrücken hoch. Sie sieht retro aus, mit einem roségoldenen Bügel am oberen Rand, und die Gläser verschleiern den abschätzigen Blick, mit dem sie mich jetzt mustert, kein bisschen. »Das geht?«

Winona Wilson, eine der drei Schwarzen in unserem Jahrgang, ist meine beste Freundin und gleichzeitig der klügste Mensch, den ich kenne. Ich habe sie im ersten Jahr hier kennengelernt, als wir für ein Spanischprojekt zusammen in eine Gruppe gesteckt wurden. Bei unserem ersten Treffen waren Divya Chadha und Jacob Lang, die anderen Teammitglieder, noch ein kleines bisschen erstaunter als ich über Wi-

nonas Ansage, wir würden uns nicht einfach nur dabei aufnehmen, wie wir die Verwendung des Verbs *gustar* veranschaulichten. Nein, sagte sie, wir würden einen Film machen.

»Aber die sind alle nicht mal auf Spanisch«, protestierte Divya, als Winona uns ihre Inspiration zeigte – eine Reihe von Clips aus Schwarz-Weiß-Filmen, für die man Untertitel brauchte, damit man sie verstand.

»Können wir es nicht einfach hinter uns bringen und ein ganz normales Video machen?«, sagte Jacob, bevor er fragte, ob wir fänden, er solle Zach Reynolds wegen des bevorstehenden Tanzabends schreiben.

»Ähm, ja«, sagte Divya.

Da schaute Winona mich mit schmalen Augen an, und es war klar, dass sie von mir erwartete, genauso enttäuscht zu werden. Aber in Wahrheit interessierte mich ihre Idee viel mehr als irgendjemandes Liebesleben.

»Nein«, sagte ich. »Wir machen einen richtigen Film.«

In der Praxis bedeutete das, dass Winona und ich am Ende die Hauptarbeit für das Projekt allein machten. (Wir bekamen eine Eins minus, mit Punktabzug wegen ein paar falscher Konjugationen.) Aber von diesem Tag an wussten wir, wir waren Seelenverwandte, und ich glaube, Winona hat inzwischen eine ziemlich gute Vorstellung davon, wer ich bin.

Auch wenn ich mir wünsche, sie würde mich nicht immer lesen wie ein offenes Buch.

»Ich sage nur, ich habe so viel Zeit meines Lebens beim Bugle verbracht. Wie kann es sein, dass ich nie bemerkt habe, dass Len dort hingehört?«

»Vielleicht, weil du einen blinden Sportfleck hast.«

»Was ist denn das?«

»Es kommt mir so vor, als würde dein Gehirn das Rollo runterlassen, wenn es irgendwas verarbeiten soll, was mit Sport zu tun hat. Manchmal habe ich das Gefühl, als könntest du Sportler buchstäblich nicht sehen, oder Leute, die du für Sportler hältst – wie Len.«

»Na ja, er ist ein Ex-Sportler.«

»Ja, jetzt, wo du das weißt, nimmst du ihn wahr.«

Aus der Ferne sehe ich James auf uns zukommen, höchstwahrscheinlich auf dem Weg zum Parkplatz. Als er mich bemerkt, bleibt er wie angewurzelt stehen – was seltsam ist, denn normalerweise ist er der Typ Mensch, der deinen Namen quer durch einen überfüllten Raum schreit und darauf besteht, sich mit ausgefahrenen Ellbogen an hundert Fremden vorbeizudrängeln, nur um dir einen Klaps auf den Rücken zu geben.

Bevor ich Zeit habe, zu verarbeiten, was das bedeuten könnte, habe ich die Hand schon halb zum Winken erhoben, und es ist für uns beide zu spät.

»Hallo, Quan!«, sagt er und kommt an den Tisch. Er versucht, jovial zu klingen, trifft aber den richtigen Ton nicht ganz. »Hallo, Winona!« Er sieht die Zwiebelringe und bedient sich. »Oh, schön, die liebe ich.«

»Also ...« Ich gebe ihm die ganze Tüte. »Wie lief die Abstimmung?«

»Oh!« James kaut genussvoll auf einem Ring. »Es war ganz gut.«

Das leichte Schwanken in seiner Stimme lässt augenblicklich den Matsch mit Zwiebelgeschmack in meinem Magen sauer werden. »James, sag mir, was passiert ist.«

»Du wirst es bald erfahren.« Seine Haut, die schon unter normalen Umständen geisterhaft blass ist, hat einen ungesunden Farbton angenommen. »Ich soll die Ergebnisse heute Abend herumschicken.«

Winona, die inzwischen jeden Anschein aufgegeben hat, noch an ihrer Chemie-Hausaufgabe zu arbeiten, streckt die Arme über den Tisch. »Sag es ihr einfach!«

James rubbelt mit der Spitze seiner knöchelhohen Turnschuhe über den Asphalt, erst mit der linken, dann mit der rechten. »Also gut«, sagt er schließlich und kratzt sich am Hinterkopf. »Scheiße, es tut mir leid, Eliza, aber sie haben Len gewählt.«

Ich wusste es. Ich wusste, dass das passieren würde. Ich wusste es, aber irgendwie macht es das kein bisschen leichter, es auch zu glauben.

»Sie haben Len gewählt?«

James' Augenbrauen rücken abwehrend zusammen. »Ja, sie. Ich hab für dich gestimmt.«

Ich werfe einen Blick zu Winona hinüber, die genauso schockiert wirkt, wie ich es bin.

»Sie haben *Len* gewählt?«, frage ich noch einmal, lauter diesmal.

James wirbelt herum, um zu sehen, ob es jemand gehört hat. »Ja, aber behalt es im Moment noch für dich, ja?«

Ich starre den Boden an, wo das Gras von den Metallbeinen des Picknicktisches platt gedrückt ist. Ich wollte schon so lange die Chefredakteurin der Zeitung werden, dass dieser Traum im Grunde ein Lebenszweck war: essen, schlafen, irgendwann den *Bugle* leiten. Aber jetzt ist der Traum vorbei. Total zerschmettert. Und das alles wegen irgendeines Sportlers?

»Er ist noch nicht mal qualifiziert«, krächze ich. »Kein bisschen.«

Ich dachte, so ein Quatsch passiert beim *Bugle* nicht. Das war der Grund, warum ich überhaupt erst dort mitgemacht habe. Deshalb habe ich mich so sehr reingehängt. Der *Bugle* war die Organisation, in der es etwas zählte, wenn man seinen Verpflichtungen nachkam. Wo es etwas zählte, wenn man gut war in dem, was man tat. Wo ein bisschen Scheißintegrität noch zählte.

»Ich weiß es nicht.« James lässt die Schultern so hängen, dass sie nicht einmal ein Achselzucken schaffen. »Er hat wohl eine gute Rede gehalten.«

»Darum ging es am Ende?« Ich werfe die Arme hoch und dresche dabei fast Winona ins Gesicht.

»Irgendwie schon. Ich meine, ich weiß nicht.«

»Was meinst du damit, du weißt es nicht? Du warst dabei!«

»Ich weiß. Ich weiß.«

»Also, was ist passiert?«

James sieht gequält aus.

»Spuck's einfach aus, Mann«, sagt Winona. Sie nimmt ihm die Zwiebelringe ab und fängt an, sie sich einen nach dem anderen in den Mund

zu stopfen, als schaute sie sich einen Film an und der gute Teil würde gerade erst anfangen.

»Na ja«, sagt James. Jede Silbe macht ihm Mühe, was ebenfalls untypisch für ihn ist. »Ich nehme an, ein paar haben für Len gestimmt, weil sie fanden, er wirke ... na ja, sie fanden, er wirke mehr wie ein Anführer.«

»Was?« Winona und ich reagieren gleichzeitig.

»Was soll das denn heißen?«, frage ich.

James nestelt am Träger seines Rucksacks herum. »Ich weiß nicht, ob du das hören ...«

»Ich will es hören.«

Jetzt gibt er auf, ich kann es an seinem Rückgrat erkennen, die Starre schmilzt zusammen mit seinen letzten Beschönigungsversuchen dahin. »Sie haben gesagt, du seist ziemlich heftig, Eliza. Und streng bei den Korrekturen. Überkritisch, war die allgemeine Kernaussage, glaube ich.«

Ich spüre, wie mein Gesicht warm wird. Es ist eine Sache, sich vorzustellen, dass andere negative Dinge über dich sagen; sicher zu wissen, dass sie es tun, ist etwas anderes.

»Ich habe einfach hohe Ansprüche.« Mein Hals ist merkwürdig trocken. »So wie du.«

»Ich weiß«, sagt er. »Und das macht dich auch zu einer verdammt guten Reporterin ...«

»Du bist auch heftig«, argumentiere ich. »Du bist auch kritisch. Und letztes Jahr hatte keiner ein Problem damit, dich zu wählen.«

»Ich weiß, aber ... Komm schon, Eliza, du weißt, du kannst manchmal irgendwie, na ja, kühl sein. Du gibst dir nicht mal Mühe.«

Ich kann nicht fassen, dass ich mir das anhören muss.

»Bis zu dieser lächerlichen revisionistischen Rede war Len derjenige, der sich keine Mühe gegeben hat.« Ich trete gegen das Bein des Picknicktisches, aber es rührt sich nicht. Ich trete trotzdem noch mal dagegen. »Wann hat er je zwei Wörter zu dir gesagt, die nicht absolut notwendig waren?«

»Ich weiß nicht, die anderen fanden ihn wohl ... zugänglicher. Weil er nicht so bemüht ist.«

»Also, erst ist es, weil ich mir keine Mühe gebe, und jetzt ist es, weil ich mir zu viel Mühe gebe? Was denn nun?«

James' Ausatmen ist resigniert. »Du weißt, was ich meine, Eliza.«

»Nein«, sage ich. »Nein, ich weiß nicht, was du meinst.«

»Hör zu, wenn es nach mir ginge, wärest du die neue Chefredakteurin. Keine Frage.« Er sinkt noch mehr in sich zusammen. »Aber ich konnte nichts tun. Ich habe versucht, die anderen zu überzeugen, aber sie wollten nichts davon hören. Sie haben gesagt, du seist zu sehr ›Establishment‹.«

»Zu sehr Establishment?«, wiederhole ich perplex.

»Ja, verrückt, oder? Nur weil wir Freunde sind. Aber seit wann bin ich ›Establishment‹?« Es scheint ihn ehrlich zu ärgern.

»Ich ...« Aber ich kann mich nicht entscheiden, was ich sagen soll. Ich habe zu viele Gedanken, und alle sind bissig.

James schiebt seinen Rucksack auf die andere Schulter. »Na ja, ich muss los, Eliza, aber es tut mir ehrlich leid.« Obwohl er aufrichtig klingt, spüre ich, wie ich in übler Laune versinke. »Hey, alles okay?« Er legt mir zögerlich die Hand auf die Schulter.

Mit steinerner Miene presse ich hervor: »Ich werd's überleben.«

»Okay, na dann, schreib mir, wenn du möchtest.« Er hält sein Handy in die Luft, während er rückwärtsschlurft und schließlich winkt, bevor er sich umdreht.

Als er weg ist, bohre ich meinen Absatz ins Gras, jede Drehung mit mehr Kraft, ohne mich darum zu scheren, wie tief das Loch wird. »Winona«, sage ich, nachdem ich mehrere Minuten vor Wut gekocht habe. »Ich fürchte, der Bugle ist genauso voller misogynem Bullshit wie der Rest der Welt.«

Nickend beißt sie in den nächsten Zwiebelring und knuspert mitfühlend. »Ich glaube, du hast recht.«

Als Winona ihren Bruder vom St. Agatha's abholen muss, mache ich

mich auf den Weg in die Redaktion, um mit Mr Powell zu reden. Ich weiß noch nicht genau, was ich sagen werde, aber es wird vermutlich etwas in Richtung »Das ist misogyner Bullshit«. Nur eben so formuliert, dass ich vernünftig wirke.

Mr Powell ist allerdings nicht im Raum, als ich dort ankomme, und auch sonst keiner. Seufzend lasse ich meinen Rucksack auf meinen Schreibtisch fallen und stelle mich vor die Wand der Redakteure. Lange starre ich zu den Porträts hinauf. Da ist der gute alte Harry, wie immer am Beginn der Reihe, mit seiner großen Achtzigerjahre-Brille, die heute wieder Mode ist, und einem Scheitel, der noch kein wirkliches Comeback erlebt hat. Und da ist James am Ende, mit einem schrägen Seitenblick, aber auch grinsend, sodass man ein paar seiner Vorderzähne sehen kann. Ich finde, das Bild entspricht ihm total, aber James hat sich beschwert, seine Augen seien eigentlich gar nicht so klein, wenn er lächelt. (Sind sie aber.)

Jetzt wird Lens Porträt als Nächstes da oben hängen. Der Typ hat nicht einmal vierundzwanzig Stunden vor der Wahl beschlossen, seinen Hut in den Ring zu werfen, und niemand fragt, ob er engagiert genug ist. Heute hat er beschlossen, charmant und freundlich zu sein, und niemand fragt, ob ihn das Ganze auch nur im Geringsten interessiert.

Ich dagegen bin eine Streberin.

Was mich am meisten fertigmacht, ist die Vorstellung, dass Len »eher ein Anführer« ist als ich. Ich habe genauso viele Fehler wie alle anderen, wahrscheinlich noch mehr. Aber eines spricht für mich, und das scheint mir für die Frage, ob ich das Zeug zur Führungskraft habe oder nicht, ziemlich relevant zu sein: Ich leite schon ein verdammtes Team. Inwiefern sollte Len qualifizierter sein als die leitende Redakteurin selbst?

Und dennoch. Vielleicht ist etwas an der Sache dran. Ich weiß es, denn es hat irgendwie auch bei mir gewirkt, obwohl ich versucht habe, es wütend abzuschütteln. Es war etwas an der Art, wie er sprach, sein Bariton war wie ein Arm, der dir um die Schulter gelegt wird, wie ein Blick in deine Augen, der sagen will: »Ich hab das im Griff«, auch wenn

du weißt, dass er nichts dergleichen hat. Es hat mich beruhigt und gleichzeitig dazu gebracht, an mir zu zweifeln. Was, wenn er wirklich besser ist? Warum ist er so mühelos besser?

Es ist der Grund, weshalb die Mehrheit der Mitarbeiter des Bugle ihn zu ihrem Chefredakteur gewählt hat, trotz allem. Und es ist der Grund, weshalb James aufgeblasen und speziell sein darf, aber ich nicht ... was auch immer sein darf.

Weil alle Girlbosse lieben, bis sie ihnen sagen, was sie tun sollen.

Mr Powell ist immer noch nicht aufgetaucht, also gehe ich an meinen Schreibtisch zurück und öffne meinen Laptop. Leider ist der Akku schon tot, und natürlich habe ich an einem Tag wie diesem auch noch mein Ladekabel zu Hause vergessen. Ich stöbere im Raum herum, falls jemand eines liegen gelassen hat, aber nach ein paar Minuten gebe ich es auf und setze mich vor einen Bugle-Computer. Vielleicht, rede ich mir ein, sollte ich ein bisschen Hausaufgaben machen, während ich warte. Es bringt ja nichts, mit dieser traurigen Angelegenheit noch mehr Zeit zu verschwenden. Oder?

Ich fische eine Aufgabe zur Geschichte der USA aus meiner Mappe. Erörtere mithilfe historischer Fakten, beginnt sie, in welchem Ausmaß wissenschaftliche und technologische Entwicklungen die Wirtschaft der USA zwischen 1950 und 2000 beeinflusst haben. Okay, ja, das kann ich. Mit neuer Energie öffne ich ein leeres Google-Dokument und fange an zu tippen:

Die Wirtschaft der USA wurde in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entscheidend vom technologischen Wandel beeinflusst. Viele wissenschaftliche Entwicklungen

Pah, wem mache ich etwas vor? Ich hämmere auf die Löschtaste, bis mein intellektuelles Angsthasengeblubber verschwindet. In Wahrheit habe ich gerade nichts Originelles über die US-Wirtschaft zu sagen. Nicht das Geringste. Alles, woran ich denken kann, ist, wie sauer ich über diese ganze Sache mit Len bin.

Also wechsele ich das Thema, und die Sätze fließen einfach so in einem Schwall aus mir heraus:

Heute wurde ich bei der Wahl zum Chefredakteur des Bugle übergegangen. Meine Mitschüler haben einen anderen als ihren Anführer fürs nächste Jahr gewählt. Das wäre in Ordnung, wenn es keine offenkundig frauenfeindliche Geste wäre, und ich bin entsetzt, dass dies in unserer aufgeklärten Zeit und trotz der angeblichen Fortschrittlichkeit unserer Generation ein Ergebnis ist, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. Ja, Freunde, Demokratie ist nicht gegen Sexismus gefeit.

Ich gebe zu, dass ich kein sympathischer Mensch bin. Das ist nicht mein Ziel im Leben. Man könnte sagen, und viele haben das auch getan, dass ich eine richtige Zicke bin. Andere haben mich als »heftig« und »überkritisch« und »kühl« bezeichnet. Aber ich bin dieses Jahr auch die qualifizierteste Kandidatin für den Posten der Chefredakteurin, und das ist eine unumstößliche Tatsache.

Fakten sind allerdings nicht das zentrale Anliegen meiner lieben Buglers. Nein, sie sind nicht daran interessiert, wie viel Erfahrung eine Kandidatin hat oder wie viele Stunden sie in die Zeitung investiert hat. Weder interessiert sie die Anzahl der Artikel, die sie geschrieben hat, noch ihre konkreten Pläne. Nein, sie lassen sich von nichts Geringerem als dem Patriarchat überzeugen, getarnt als billige Sentimentalität.

Hiermit kommen wir zum Auserwählten: Len DiMartile, der abgewrackte Baseballstar, der zum Reporter wurde und dessen einziges Talent in einer gelegentlich cleveren Ausdrucksweise liegt. Aber das ist nicht von Bedeutung, denn er ist groß, er hat dunkle, wellige Haare und präsentiert einen Anflug von Akne an den Wangenknochen so, wie ein Supermodel eine dicke Brille trägt.

Am wichtigsten ist aber, dass er ein Typ ist.

Ihr wisst alle, was ich meine. So ist es bei allen Wahlen, in Willoughby und überall sonst. Ein Mädchen, das eine Leitungsposition anstrebt, muss klug, kompetent, hart arbeitend, attraktiv und vor allem nett sein. Das alles muss sie mitbringen, um eine Chance gegen einen Gegner zu haben, der

normalerweise nur eine dieser Bedingungen erfüllen muss und manchmal nicht einmal eine davon. Ein Typ, der eine Leitungsposition anstrebt, muss nur versuchen, nicht zu viel zu vermurksen. Mädchen werden nach ihrer Vergangenheit beurteilt, Jungs nach ihrem Potenzial.

So habe ich, die aktuelle leitende Redakteurin des Bugle, gegen DiMartile verloren, dessen Artikel ich das ganze Jahr redigiert habe. Weil ich »nicht sehr nett« bin. Weil ich »zu bemüht« bin. Weil DiMartile in seiner Rede eine gute Geschichte erzählt hat, und das genügte, um alle davon zu überzeugen, dass er, trotz seiner üblichen Zurückhaltung, eher eine Führungspersönlichkeit ist als ich. Weil DiMartile sich als nahbar darstellte, und das wurde als Offenbarung gewertet, nicht als Zufall.

Ich habe mehr von meinen geschätzten Kollegen beim Bugle erwartet. Sie sind aber nicht besser. Sie

Die Tür zur Redaktion schwingt abrupt auf, und ich wirble herum, taste hinter mir nach dem Schalter, um den Computer auszumachen. Irgendwie ist mir entgangen, dass der Unterricht für heute beendet ist, und jetzt strömen die Bugle-Mitarbeiter in den Raum. Ich bin mir zwar ziemlich sicher, dass niemand meinen Bildschirm gesehen hat, aber mich überkommt trotzdem der Drang, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden. Ich beschliesse, mein Gespräch mit Mr Powell kann warten.

»Oh, hi, Eliza!« Cassie springt mir mit untrüglichem Timing mitten in den Fluchtweg. Vielleicht bilde ich es mir auch nur ein, aber ich könnte schwören, sie hat das Level ihrer Munterkeit nur mir zuliebe hochgedreht. »Du brauchst ein Foto von Ms Velasquez, stimmt's? So was wie ein Schnappschuss in Action aus der Cafeteria oder so?«

»Äh, ja«, sage ich, »das wäre gut.«

»Okay, was ist mit dem Ding mit dem Botanikkclub?«

Ich habe Mühe, mich an das Ding mit dem Botanikkclub zu erinnern. »Oh, äh, Gene Lim hat etwas davon gesagt, dass sie einheimisches dürreresistentes Gras besorgt haben, und er möchte, dass die Schule es anstelle des nichteinheimischen dürreresistenten Grases pflanzt, das sie schon haben.«

»Oooh, ja, genau. Du dachtest, eine Slideshow wäre cool, oder? Von den verschiedenen Pflanzen?«

»Ja, so was in der Art. Hey, ich muss dringend los, wir sehen uns später, ja?« Ich schiebe mich auf meinen Schreibtisch zu.

»Oh, okay. Übrigens« – Cassie schaut sich eilig um, dann geht sie wieder in das Flüstern von heute Morgen über –, »ich darf dir nicht verraten, wer die Wahl gewonnen hat, deshalb tue ich es nicht, aber ich wollte dir nur sagen, dass ich für dich gestimmt habe.«

Ich blinzele sie kurz an, bis ich mich genug zusammengerissen habe, um zu sagen: »Danke!«

Cassie lächelt mich freundlich an, dann hüpfte sie auf ihre übliche Art mit der riesigen Kamera um den Hals davon wie ein Känguru.

Ich sage sonst kein Wort mehr zu irgendwem, während ich meine Sachen einsammle. Ich fühle mich unbehaglich, auch wenn es nicht so ist, als würden sie die Köpfe zusammenstecken und über mich flüstern. Aber sie wissen es, und schlimmer noch: Sie denken, ich nicht. Ich weiß nicht genau, ob die Lücke zwischen uns mit Genugtuung oder Mitleid gefüllt ist.

Ich bin kaum durch die Tür, als ich beinahe mit Len zusammenstoße.

»Hey, hey«, sagt er. »Eilmeldung?«

»Nein«, schnauze ich ihn an, dann hole ich tief Luft. »Ich meine, Entschuldigung«, sage ich, jetzt ruhiger. »Ich habe nicht aufgepasst.«

»Das ist neu.«

Ich halte die Tür auf, und als ich in den Klassenraum zurückschaue, sehe ich, wie uns alle beobachten. Als ihnen klar wird, dass ich es bemerkt habe, wenden sie den Blick ab.

Was kann ich tun? Ich mache eine Geste zur Tür, als wäre ich eine beschissene Platzanweiserin, und nach kurzem Zögern tritt er ein. »Danke«, sagt er.

»Kein Problem«, antworte ich und knalle die Tür hinter ihm zu.

4

James schickt die Meldung von Lens Sieg erst am späten Samstagvormittag raus.

Sorry, Quan, schreibt er mir hinterher. **Irgendwann musste ich es machen.** 😊

Als hätte ich ihn darum *gebeten*, es aufzuschieben und mein Grauen in die Länge zu ziehen wie Kaugummi an der Schuhsohle.

Ich bekomme die E-Mail, als ich unter dem Neonlicht der Fischabteilung im Viet Hoa stehe, einem vietnamesischen Supermarkt in Little Saigon. Im Hintergrund mischt sich das blecherne Summen der *cái lương* mit den Geräuschen der Fischtheke: Wasser, das aus Tanks schwappt, Flossen, die mit raschen Schnitten abgetrennt werden, Schuppen, die abgeschabt und mit starken Spritzern weggespült werden. Die Kakophonie, salzig und kalt, interessiert sich nicht für meine Betroffenheit.

EUER NEUER CHEF steht auf James' übliche Art in der Betreffzeile der E-Mail, er zieht alle Register des Dramas, selbst wenn es eine Tragödie ist.

Ich lösche seine Nachricht, ohne sie zu öffnen.

Kim, die mit ihrem eigenen Handy über dem Einkaufswagen hängt, weiß noch nichts von dieser Wende des Schicksals. Genauso wenig wie Mom, die einen rosa Zettel von dem »Bitte ziehen Sie eine Nummer«-Spender abreißt. Und mich beschleicht das Gefühl, ich will es auch dabei belassen.

Wir drei sind Stammkundinnen im Viet Hoa, denn hier macht Mom

gern ihre Wocheneinkäufe. Eigentlich wäre ihr ein chinesischer Markt lieber, aber die vietnamesischen liegen näher, außerdem haben sie bessere Preise – und die des Viet Hoa sind nicht zu schlagen. Einige von Moms festlandchinesischen Freundinnen fahren für ihre Einkäufe den ganzen Weg nach San Gabriel Valley, aber sie hält das für Benzinverschwendung. Ihre kantonesischen Wurzeln reichen tief, aber so tief dann auch wieder nicht.

Obwohl wir so oft herkommen, habe ich trotzdem manchmal das Gefühl, als würden wir nicht so recht hergehören. Little Saigon, das sich über mehrere Städte im Herzen von Orange County erstreckt, ist ein Überbleibsel der Vorstädte der Fünfzigerjahre, überformt durch den vietnamesisch-amerikanischen Traum. Es ist nach der Hauptstadt des ehemaligen Südvietnams benannt, woher die meisten, die hier wohnen, ursprünglich stammen (und das während des Krieges auf der Seite der USA stand). Die südvietnamesische Flagge, gelb mit drei roten Streifen, flattert immer noch stolz über den Einkaufspassagen und Bürogebäuden von Little Saigon und symbolisiert alles, wofür der Süden gekämpft hat. Aber meine Familie, wie viele ethnische Chinesen, die ins Fadenkreuz dieses Konflikts geraten sind, lebte eigentlich in Nordvietnam, bevor sie zur Flucht gezwungen wurde. Sagen wir einfach, wir haben nicht für viel gekämpft.

»Habt ihr an den Kommunismus geglaubt?«, habe ich Mom einmal gefragt.

»Wir mussten über ihn in der Schule lernen, aber ich fand es langweilig.«

»Also wolltest du, dass die Amerikaner gewinnen?«

»Nein, sie haben in Hanoi Bomben auf uns geworfen, also bin ich genau wie alle anderen herumgelaufen und habe Nixon beschimpft.«

Moms Philosophie ist im Allgemeinen, dass alle Kriege sinnlos sind. »Schau uns an – nach allem, was passiert ist, sind wir jetzt hier in Amerika. So ist das immer. Das ganze Töten und Sterben, und dann schütteln sich die Anführer die Hände, und es ist vorbei. Das Leben wird

wieder normal. Deshalb sollte das Wichtigste für dich sein, dass du immer eine Schale Reis zu essen hast. Alles andere ist unwichtig.«

Falls unsere Familie ein Motto hätte, dann wäre es wahrscheinlich das: Sorg dafür, dass du immer genug Reis zu essen hast. Ich wünschte, wir würden für mehr stehen, aber anscheinend bin ich die Einzige, die sich darum schert.

»Bitte geben Sie mir einen kleinen Fisch«, sagt Mom jetzt und gestikuliert dabei. Sie spricht Englisch, denn der Mann, der heute hinterm Tresen steht, ist weder Vietnameser noch Chinese, sondern Mexikaner. Das ist das Schöne am Leben in Südkalifornien.

Der Mann schnappt sich sein Netz und taucht es in den Tank voller schwimmender Buntbarsche, fängt das ahnungslose Exemplar, das mit uns nach Hause kommen wird. Er hält unseren Fisch in die Luft, und dieser zappelt wild. »Der hier okay?«, fragt er Mom.

»Ja«, antwortet sie nickend.

»Braten?«

»Nein, nur säubern.«

Über unseren Köpfen hängt ein Schild mit Schaubildern, das hilfreich erklärt, welche Optionen die Fischtheke des Viet Hoa anbietet. Option eins ist, einfach die Schuppen zu entfernen, was Moms übliche Wahl ist. Option zwei ist, ihn putzen und den Kopf abhacken zu lassen. Option drei ist alles Vorherige, aber mit Entfernung des Schwanzes. Bei Option vier wird das Ding frittiert (vermutlich kann man in diesem Fall auch noch wählen, welche Teile man abgehackt haben möchte). Wegen der letzten Option hängt das Aroma von frisch gebratenem Fisch in der Luft, was ziemlich gut riecht, bis man später, lange nachdem man den Supermarkt verlassen hat, einen Schwall davon aus den eigenen Klammotten auffängt.

Während Mom darauf wartet, dass unser Fisch vorbereitet wird, beschließe ich, einen kurzen Zwischenstopp bei den Snack-Regalen zu machen. Vielleicht, weil ich nicht über meine schlechte Laune befragt werden möchte, oder vielleicht, weil ich eine Pause von den Bergen

von Meeresgetier brauche, das nah genug ist, um dir in die Augen zu schauen. Schwer zu sagen.

Aber als ich ein paar Minuten später wieder am Einkaufswagen auftauche und genug Packungen mit Zwiebelringen im Arm habe, dass Winona und ich eine Woche davon satt werden, hat Kim eine Frage.

»Seid ihr immer noch so versessen darauf?« Sie pflückt eine Tüte aus meiner Sammlung und lässt sie mit einem widerwilligen Blick in der Luft baumeln, den man normalerweise für, sagen wir, einen halb toten Kopffüßer reservieren würde.

Mom kommt mit unserem in weißes Papier verpackten Fisch hinter mir heran. »Lass deine Schwester in Ruhe. Es ist gut, dass sie Snacks mag«, sagt sie. »Ihr seid beide zu dünn und müsst mehr essen.«

Ich lade die Tüten im Wagen ab und schenke Kim ein zuckersüßes Lächeln. Sie wendet sich wieder ihrem Handy zu, schleudert aber eine Sekunde später mit der Finesse einer Pokerspielerin, die schon eine Weile ein Gewinnerblatt auf der Hand hat, eine Frage in den Raum – auf Kantonesisch, nur um sicherzugehen, dass Mom sie auch hört. »Hey, ich hab dich noch gar nicht gefragt, wie ist denn die Bugle-Wahl gelaufen?«

Mom, die gerade ihre Einkaufsliste abhakt, konzentriert ihre Aufmerksamkeit wieder auf mich. Verfluchte Kim!

»Oh, du weißt schon«, weiche ich aus. »Sie ist hat stattgefunden.«

»Also ist es offiziell? Du bist die neue Chefredakteurin?«

»Nicht direkt.« Ich mustere einen Berg kleiner blauer Krabben, die langsam mit ihren Scheren in die Luft kneifen. »Es gab ... eine Komplikation.«

»Du hast verloren, obwohl es keinen Gegenkandidaten gab?« Meine eigene Schwester ist begeistert von dieser Möglichkeit.

»Nein, genau das war die Komplikation.« Eine der Krabben ist auf eine andere gekrabbelt, und ich schaue zu, wie sie nach dem Rand des Behälters schnappt, so kurz vor der Flucht und doch nicht wirklich. »Es gab doch noch einen Gegenkandidaten.«

»Und jetzt wird derjenige Chefredakteur?«

»Brillante Schlussfolgerung, Kim. Können wir jetzt gehen?«

Zufrieden mit meiner Niederlage schiebt Kim den Wagen weiter.
Aber jetzt schaltet sich Mom ein.

»Wer hat gewonnen?«, erkundigt sie sich auf Kantonesisch.

»Du kennst ihn nicht«, sage ich.

»Wie heißt er?«, fragt sie trotzdem.

Ich nuschle die Silben. »Len DiMartile.«

»Hm«, bemerkt sie. »Die Namen von Weißen sind immer so schwer auszusprechen.«

Wir sind inzwischen im vorderen Teil des Ladens bei den Kassenschlangen angekommen. Es ist viel los, also versucht Kim, den Wagen in die Schlange zu steuern, die am kürzesten aussieht. Ich mustere demonstrativ das Regal mit den *Marukawa*-Kaugummis, während ich gleichzeitig hoffe, dass Mum mit ihrem Verhör zu Len fertig ist.

Anscheinend ist sie es nicht. »Ist er sehr talentiert?«, fragt Mom.
»Mehr als du?«

Es ist der zweite Teil, der daraus eine unbeantwortbare Mom-Frage macht. »Ich weiß es nicht«, bringe ich hervor.

»Er muss talentiert sein, wenn er gewählt wurde«, sagt Mom.

Ich antworte nicht, stattdessen werfe ich Kim einen bösen Blick zu, als ich ihr eine Packung Baby-Pak-Choi von unten im Wagen reiche. Sie legt sie sorgfältig aufs Förderband und heuchelt Ahnungslosigkeit.

»Na ja«, sagt Mom, »sei nicht traurig. Du kannst nur dein Bestes tun. Hinter Bergen liegen immer weitere Berge.« Diese abschließende Weisheit intoniert sie auf Mandarin: *Yī shān hái yǒu yī shān gāo*.

Das ist angesichts meiner Niederlage ein merkwürdig vernünftiger Ausspruch von Mom, und ich bin so überrascht, dass ich beinahe eine Schachtel Eier fallen lasse. Schließlich ist sie eine Frau, die es, wie viele chinesische Mütter, für moralisches Versagen hält, die Zweitbeste in irgendetwas zu sein. Ich hatte ganz sicher mit einer Predigt gerechnet, aber es sieht so aus, als würde ich mir womöglich doch keine anhören müssen.

»Ja«, sage ich. »Da ist wohl was dran.«

Das Thema wird beiseitegeschoben, als Mom ihre Konzentration auf den Monitor der Kasse richtet, der eine durchlaufende Liste unserer Einkäufe anzeigt, wenn sie eingetippt werden. Die Kassiererin, ein Mädchen mit einem runden, von feinen Babyhaaren umrahmten Gesicht, trägt ein Namensschild, auf dem steht: *Hallo, mein Name ist PHUONG*. Über den Refrain der Töne hinweg, die der Scanner von sich gibt, diskutieren sie und der Junge, der die Tüten einpackt, warum ein anderes Mädchen namens Tuyet heute nicht zur Arbeit aufgekreuzt ist.

Entweder ihnen ist nicht klar, dass wir Vietnamesisch verstehen, oder es ist ihnen wahrscheinlich egal.

»Vielleicht hat sie einen Freund gefunden«, sagt der Tütenjunge, während er mit einer Unbekümmertheit Lotuswurzelbrocken in eine Tragetasche wirft, die Mom missfällt.

»Hoffentlich einen mit amerikanischer Staatsbürgerschaft!« Lachend schüttelt Phuong den Kopf, während sie auswendig einen Code für eine Packung Wasserspinat eingibt. »Vielleicht hat sie auch einfach gekündigt. Sie hat gesagt, sie will lieber Nägel machen.«

Der Tütenjunge wirkt abgestoßen von dieser Aussicht. »Ich arbeite lieber hier, als anderen Leuten die Nägel zu machen. Vor allem an den Füßen.« Schauernd verpackt er den Wasserspinat. »Du nicht?«

Phuong schaut eine Packung Fleischtomaten kaum an, bevor sie den Code eintippt und sie weiterschiebt. »*Anh oi*, was glaubst du, warum ich noch hier bin?« An Mom gewandt liest sie den Endbetrag in akzentuiertem Englisch vor.

Als wir bezahlt haben, lässt uns Mom hinter dem Tütenjungen warten, während sie jeden einzelnen Posten auf der Quittung durchgeht.

»Wir stehen im Weg«, sagt Kim, immer noch am Steuer des Einkaufswagens.

»Nein, schon gut, wir stellen uns einfach an die Seite.« Mom zerrt uns herüber, sodass wir fast flach an einem Regal mit *Paris-by-Night*-DVDs stehen. Eine Folge dieser vietnamesischen Musikvarieté-sendung läuft auf einem unscharfen kleinen Flachbildfernseher in der Ecke, und der DVD-Verkäufer, ein alter Mann mit Fleeceweste, schaut

gespannt zu. Er wirkt perplex, weil wir in seine Verkaufsfläche eingedrungen sind.

»Die Kassiererin war viel zu beschäftigt mit Tratschen«, sagt Mom. Anscheinend hielt sie nicht viel von den Gerüchten um Tuyet. »Ich muss sichergehen, dass sie nichts falsch abkassiert hat.«

Kim und ich sinken kollektiv in uns zusammen. Dass wir dieses Ritual hassen, ist eines der wenigen Dinge im Leben, bei denen wir uns einig sind, aber man kann nichts dagegen tun. Seit dem Tag, als eine unglückliche Kassiererin aus Versehen eine Tüte Gala-Äpfel als Fuji-Äpfel abgerechnet hat, was dazu geführt hat, dass Mom unfairerweise zu viel bezahlen musste, ist sie sicher, dass so etwas wieder passieren wird.

Heute scheint mir dieser Sparsamkeitsritus aber beinahe vertretbar. Warum sich nicht die Zeit nehmen, eine aufmerksame Konsumentin zu sein? Warum nicht so darin vertieft sein, dass man keine Möglichkeit hat, die gekränkte Tochter zu belehren?

Doch später, als die Einkäufe im Kofferraum verstaut sind und wir alle angeschnallt im Auto sitzen, sagt Mom: »Eliza, ich weiß, du wirst das nicht gern hören, aber ich muss es dir sagen, denn ich bin deine Mutter.«

Auf so eine Vorrede ist in der ganzen Geschichte des Universums niemals etwas gefolgt, was keine extrem schlechte Nachricht gewesen wäre. Selbst Kim, nur Beobachterin in diesem Gespräch, erstarrt auf dem Vordersitz, ihre Daumen schweben reglos über ihrem Handy.

»Okay.« Ich achte darauf, dass meine Stimme ausdruckslos bleibt, während Mom ausparkt.

»Ich finde einfach, dass du dich beim nächsten Mal, wenn du eine Rede hältst oder sonst etwas Wichtiges tust, ein bisschen netter anziehen könntest.«

Kennt ihr das, dass es oft diese eine Sache gibt, von der jemand, üblicherweise ein Elternteil, überzeugt ist, dass es die Lösung für all eure Probleme ist? Und auch wenn die Sache so konkret und trivial ist, dass keine ansonsten rationale Person glauben dürfte, das sei der treibende

Faktor hinter allem, schaffen sie es mit erstaunlicher Kreativität trotzdem, zu erklären, wie alles darauf hinausläuft?

Das hier ist Moms Sache.

Was ich tun sollte, ist nicken und sagen: »Ja, Mom, du hast recht. Der Grund, warum ich nicht zur Chefredakteurin gewählt wurde, ist unbedingt, dass ich mich nachlässig anziehe.«

Leider sage ich in Wirklichkeit: »Ist das dein Ernst?«

»Ja, das ist mein Ernst«, sagt Mom, während sie vom Parkplatz fährt. Sie spricht zwar hauptsächlich Kantonesisch, aber das eine Wort, Ernst, sagt sie auf Englisch. »Ich habe gestern Morgen versucht, es anzumerken, aber du bist so stur, und um ehrlich zu sein, manchmal habe ich einfach nicht die Energie, mit dir zu streiten.«

»Ich glaube wirklich nicht, dass es darum ging, was ich anhatte«, sage ich gereizt, weniger weil ich glaube, dass sie sich irrt, sondern eher, weil ich fürchte, sie könnte recht haben.

»Ist es nicht so? Die Leute beurteilen dich immer nach deinem Äußeren. Wenn du diese Strickjacke trägst, sieht es zum Beispiel aus, als hättest du die Kleider von jemand anders an.« Sie meint es natürlich negativ. »Weißt du, du hast wirklich Glück, dass du nicht A Pòhs Tochter bist. Als ich klein war, hat sie uns geschlagen, wenn wir unordentlich das Haus verlassen haben. Es war egal, dass wir arm waren. Wir mussten anständig aussehen.«

Kim dreht sich um, ihr Gesichtsausdruck ist eine Kombination aus *Es tut mir leid* und *Ich hab's dir ja gesagt*.

»Von A Pòh habe ich die Strickjacke«, merke ich an.

»Aiyah, nur weil sie nett zu dir sein wollte. Sie wusste wahrscheinlich nicht, dass du sie wirklich außerhalb des Hauses tragen würdest. Das ist eine Männerstrickjacke. Nicht einmal A Gūng wollte sie, weil sie ihm zu groß war.«

Ich ziehe die Ärmel der fraglichen Strickjacke herunter, bis sie komplett meine Hände bedecken. Mom hasst das, wahrscheinlich, weil es betont, dass ich ein Kleidungsstück trage, das mein Opa abgelehnt hat.

»Wenigstens kann man sie in der Maschine waschen«, sage ich.

»Ein Jammer, dass sie nicht eingegangen ist«, sagt Kim.

Mom ignoriert uns beide. »Ich sage nicht, dass du stylish sein musst, denn das ist Geldverschwendung. Aber du musst dich wenigstens sauber anziehen und dir ordentlich die Haare kämmen. Ich will nicht, dass dich die Leute beleidigen und sagen, dass deine Mutter dich nicht erzogen habe.«

Ich lehne mich ans Fenster und sehe durch halb geschlossene Augen hinaus, als wir an einem großen Einkaufszentrum mit einem weiteren vietnamesischen Markt vorbeifahren, wo es auch ein ziemlich gutes Pho-Restaurant gibt und einen Sandwichladen, in dem man drei Banh Mi zum Preis von zwei bekommt.

»Außerdem verstehe ich nicht, warum du so gern diese dunklen Farben trägst«, fährt Mom fort. »Damit siehst du kränklich aus. Du siehst überhaupt nicht wie eine Führungspersönlichkeit aus.«

Jetzt tickte ich doch noch aus. »Der andere Typ war auch nicht wie der Präsident oder so was angezogen, okay?«, sage ich. »Er hatte nur einen Hoodie und ein zerknittertes Hemd an.«

»Na und?« Mom macht eine demonstrative Pause, als wäre sie überrascht, dass sie das erklären muss. »Er ist ein Junge. Das ist etwas anderes.«

Ich falle auf meinem Sitz in mich zusammen und bedecke das Gesicht mit den Armen, verstecke mich in den großzügigen Falten meiner diskussionswürdigen Strickjacke. »Können wir einfach nicht mehr darüber reden?«

Mom schalzt mit der Zunge. »Das sagst du immer, können wir nicht mehr über dieses reden, können wir nicht mehr über jenes reden«, tadelt sie mich. »Ich sage nur die Wahrheit. Ich bin dafür verantwortlich, sie dir zu sagen, selbst wenn du sie nicht hören willst.« Dann als Nebenbemerkung zu Kim: »Sie wird so leicht sauer.«

»Werde ich nicht«, sage ich gedämpft.

Ich höre Mom seufzen. »Bāo bèi, ich weiß, dass du ein kluges Mädchen bist«, sagt sie. Ich lasse meine Arme herabfallen, und Mom be-

trachtet mich über den Rückspiegel. »Du wärst aber noch klüger, wenn du auf mich hören würdest.«

Ich vergrabe mein Gesicht wieder hinter meinen Ärmeln.